

LESBISCHE IDENTITÄTEN UND LITERATUR

Kriterien zu entwickeln für die Bestimmung von Identitäten und Handlungsräumen: Damit ist ein zentrales Problem von Lesbenforschung benannt. Dabei gilt es herauszufinden, ob und inwiefern die Rede über die Bedeutung des Begriffs „lesbisch“ Bedeutungskristallisationen zeitigt, inwiefern Identitäten damit konstruiert werden und welche Rolle literarische Darstellungen von Lesben in diesem Zusammenhang spielen.

Die eminent politische Diskussion der Frage nach „lesbischer“ Existenz, Kultur, Ethik etc., die seit den 70er Jahren geführt wird, läßt sich auch in der Auseinandersetzung mit Literatur nachvollziehen, werden hier doch ebenso Definitionen gefordert und geboten wie abgelehnt. Madeleine Marti sagt in diesem Zusammenhang, daß eine eindeutige Definition des Begriffs „lesbische Frau“ im „patriarchalen Interesse des Ein- und Ausgrenzen der Anderen, die von der Norm des weißen heterosexuellen Mittelschichts-Mannes abweichen“¹, wäre. Sie betrachtet also in ihrem Buch über die Darstellung lesbischer Frauen in deutschsprachiger Literatur, „wie Frauen lesbische Beziehungen leben oder wünschen und wie lesbische Wünsche verdeckt artikuliert werden [...] oder wie das Tabu lesbischer Liebe dargestellt wird.“² Ich bin dennoch der Auffassung, daß die impliziten und expliziten Beschreibungen und Festlegungen, was lesbisch bedeutet, welche Frau als lesbisch gilt oder beanspruchen kann, lesbisch zu sein, einer genaueren Untersuchung bedürfen. Denn nicht nur, daß in der (literatur-)wissenschaftlichen Auseinandersetzung meist von einem spezifischen Konzept „lesbischer Identität“ ausgegangen wird, sind ebendiese Vorstellungen im Kontext des politischen und theoretischen Diskurses von Bedeutung: Dies läßt sich einmal an den Forderungen, die an Autorinnen bzw. Texte gestellt werden, ablesen und außerdem daran, wie diese Texte in feministischer/lesbischer Presse rezensiert werden.

DAS LESBISCHE SUBJEKT ...

Die Geschichte der Konstruktion „lesbischer Identitäten“ läßt sich an der Praxis des Definierens ablesen. Auffällig ist dabei der Umstand, daß seitens der Lesbenforschung einerseits Definitionen verweigert, andererseits aber geliefert werden und auch ohne Definition von „wir“ die Rede ist, von „lesbischem“ politischem Kampf gegen „Heterosexismus“, daß somit immer auch die Frage im Raum steht: Welche ist „es“, welche nicht? Der springende Punkt dieser Frage ist offenbar das Bedürfnis nach Identitätsstiftung – ein Vorgang, der implizit und explizit Kriterien festlegt und somit nicht nur einen Ab-, sondern einen Ausgrenzungsmechanismus beinhaltet und vor allem ein System von polaren Gegensätzen wie „Homosexualität“ versus „Heterosexualität“ aufrecht erhält und de facto einfordert. Mit der Bestimmung und Beschreibung einer „lesbischen Identität“ verknüpft war/ist sehr oft die Frage politischer Handlungsfähigkeit. Politik, so die Überzeugung, erfordere identifizierbare Subjekte, die handeln.

... IN DER LESBENFORSCHUNG

Andrea Dorothea Bührmann berichtet in ihrem Aufsatz zur „Lesbenforschung angesichts der erkenntnistheoretischen Herausforderungen des Dekonstruktivismus“ über feministische Tendenzen, die seit den 70er Jahren zu beobachten sind: nämlich genau festlegen zu wollen, was und welche eine „Lesbe“ ist. Sie beschreibt die historische Entwicklung, in der sich „Lesben“ zunehmend gegen ihre Tabuisierung innerhalb der Frauenbewegung wehrten – als Reaktion gegen das Tabu wurde das „Lesbischsein“ zur konsequentesten praktischen und politischen Antwort gegen patriarchale Zuschreibungen stilisiert:

Sie [einige Feministinnen] glaubten, Lesben wirkten gleich in doppelter Weise subversiv gegen das Patriarchat: Erstens destabilisierten Lesben das Patriarchat, weil sie Reproduktionsarbeiten für Männer verweigerten. [...] Zweitens gingen viele Feministinnen davon aus, daß Lesben exklusiv über ein spezifisches Frauenbewußtsein verfügten, da nur sie sich weitgehend dem Einfluß von Männern entzogen, während alle Nicht-Lesben als willenlose Karikaturen [sic!] der Männer definiert wurden.³

Diese Auffassungen hatten zur Folge, daß den sexuellen Beziehungen zwischen Frauen besondere Bedeutung zugeschrieben wurde, weil dies die Verweigerung gegenüber Männern vollständig machte.⁴ Ganz entscheidend ist nun der Hinweis darauf, daß gerade „lesbischer“ Sex bzw. „lesbische“ Beziehungen in den Bekenntnissen vieler Frauen dieser Jahre eine große Rolle spielen, indem sie zum Ausgangspunkt avancieren, von dem aus ein „authentisches“ Bewußtsein entwickelt werden könne.

Dadurch, daß die Lesbe zur Inkarnation eines authentischen Frau-Seins avancierte, galt Lesbisch-Sein nicht mehr – wie noch in den Sexualwissenschaften oder etwa auch in der Psychoanalyse – als identitätsgefährdend, sondern gerade als identitätsstiftend.⁵

Entscheidend ist dabei der Shift von der Ebene der Sexualität auf jene der Politik. Lesbisch „sein“ wurde abgelöst von „lesbisch leben“ oder „lesbisch lieben“ – das Moment der Wahl, der Entscheidung gleichsam für oder gegen Frauen, rückte in den Vordergrund. Damit wurden sämtliche „wissenschaftlichen“ oder „religiösen“ oder sonstige „Theorien“ über die Entstehung von Homosexualität und die damit verbundenen Implikationen von Krankheit und moralischer Verworfenheit in aller Vehemenz zurückgewiesen. Lesbisch wurde zu einem politischen Zeichen und in diesem politischen Sinn ist die Idee der feministischen „Avantgarde“, die vollständig unabhängig von der Unterstützung durch Männer in privater wie öffentlicher und politischer Hinsicht ist, zu begreifen. Das Merkmal „allumfassende Bezogenheit auf Frauen“, das der als reduzierend aufgefaßten Festlegung auf sexuelle Orientierung eine Absage erteilte, komplettiert den Entwurf konsequent.

Dieses Konzept ist noch in den 80er Jahren das dominante Paradigma der Lesbenforschung, wie die Definition in Lillian Fadermans „Köstlicher als die Liebe der Männer“ zeigt:

Wenn wir mit dem Begriff lesbisch eine allumfassende emotionale Beziehung meinen, in der zwei Frauen sich aufeinander beziehen, einander völlig zugetan sind, so müssen wir die allgegenwärtigen romantischen Freundinnen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts als lesbisch betrachten.⁶

Ein weiteres Beispiel für die Manifestation dieser Beschreibung ist Brigitte Reinbergs und Edith Roßbachs vielzitierte Arbeit „Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt“ (1985), in der von folgender Bestimmung der zu befragenden Personen ausgegangen wird:

Wir sprechen von „Lesbischsein“ und von „lesbischen Frauen“, weil hierin umfassender als in dem Begriff „weibliche“ Homosexualität die spezifische Verknüpfung der Lebensbedingungen als Frau und als Lesbe zum Ausdruck kommt, und weil der Begriff „Homosexualität“ eine die ganze Person umfassende Lebensform auf die Sexualität reduziert. Wir benutzen auch den Begriff „Lesbe“ anstelle von „Lesbierin“, da er für uns als organisierte Lesben den Kampf der Lesbenbewegung gegen Diskriminierung symbolisiert, wobei das ursprüngliche Schimpfwort „Lesbe“ [...] zum Kampfbegriff gegen diese Versuche der Verächtlichmachung gewendet worden und für uns positive Selbstbezeichnung geworden ist.⁷

Mehrere Aspekte sind in dieser Deklaration zu erkennen: „lesbisch“ gegen Reduktion auf Sexualität, „lesbisch“ als umfassende Lebensform, „Lesbe“ als Kampfbegriff. Wesentlich ist darüber hinaus der Hinweis auf das Verhältnis der Wörter „Lesbe“ und „Frau“, die nicht voneinander zu trennen sind, aber deren Relation zueinander unterschiedliche Deutungen erfahren hat und erfährt.

In vielen Arbeiten der 80er Jahre, gleich, ob soziologische, psychologische oder literaturwissenschaftliche, sind folgende Gemeinsamkeiten festzustellen: Die meisten Autorinnen gehen von einer „lesbischen“ Existenz versus einer (Zwangs-)Heterosexualität aus. Die Vorstellung von „Lesbischsein“, das „allumfassende“ Bezogensein von Frauen aufeinander, verbunden mit der Ablehnung, „lesbisch“ auf Sexualität zu reduzieren, setzt sich durch.

In den 90er Jahren wird zunehmend der Frage nachgegangen, worin das „lesbische Kontinuum“ bzw. die „lesbische Identität“ besteht. Neue Erkenntnisse der Biologie, „interaktionistisch und ethnomethodologisch orientierte Forschungsansätze zur Mikrosoziologie der Geschlechterkonstruktion bzw. -identifikation sowie die dekonstruktivistisch orientierten Arbeiten zur historischen Genese der biologischen Zweigeschlechtlichkeit“⁸ erfordern eine Diskussion tradierter epistemologischer Begriffe und Auffassungen.

Als Forschungsergebnis dieser Ansätze kann also resümiert werden, daß Individuen nicht nur einfach ein Geschlecht haben oder sind, sondern daß sie ihr Geschlecht und das der anderen konstruieren. Dieser Prozeß wurde mit dem Begriff „doing gender“ belegt.⁹

Wesentlich erscheint nun, die inhaltliche Füllung des Begriffs „lesbisch“ als einen Prozeß, der in seinem historischen Kontext zu begreifen ist, zu erkennen. Immer wieder geht es innerhalb dieses

Prozesses um das Anliegen, Identität zu stiften: indem Vorbilder gesucht und Selbstbilder entworfen und andere verworfen werden, indem herrschende gesellschaftliche und politische Zustände unter bestimmten Gesichtspunkten analysiert und kritisiert werden. Deutlich stellt sich heraus, daß die Versuche in der Vergangenheit wichtig waren in Bezug auf die Emanzipation von Frauen generell und insbesondere jener Frauen, die sich gesellschaftlichen Normen und Vorgaben nicht unterwerfen, daß sich aber ebenso Mechanismen innerhalb lesbischer und feministischer Bewegung nachweisen lassen, die dezidiert jenen Strukturen entsprechen, die sie eigentlich bekämpfen wollten. Ausgrenzung und Diskriminierung von Frauen, die bestimmten Konzepten von „lesbisch“ oder „feministisch“ nicht entsprechen, sind Symptome dieses „blinden Flecks“.

„Lesbianismus“ erfuhr im Laufe der 70er Jahre eine Umdeutung zu einer radikalen politischen Strategie und damit eine Neubewertung, die eine Aufwertung darstellte. Für die nächsten 20 Jahre war „Lesbianismus“ auf diese Weise in seiner Bedeutung geprägt.

Dennoch möchte ich behaupten, daß im Feminismus nicht die Lesben akzeptiert wurden, sondern das „magische Zeichen“ (Katie King) „Lesbe“, das politisch, sexuell und kulturell korrekte Wesen, die Trägerin des lesbisch-feministischen Bewußtseins.¹⁰

Lesbische Frauen wurden nicht sichtbar dadurch, daß sich das Diktum von den Lesben als Avantgarde der Frauenbewegung verbreitete und zunehmend akzeptiert wurde. Nicht nur, daß es parallel immer wieder zu „internen“ Anfeindungen gegenüber Lesben kam, da die Konflikte zwischen sogenannten „Heteras“ und „Lesben“ kein Ende nahmen. Vielmehr führte die Produktion der Identität „Lesbe“ in der starren Setzung als „frauenidentifiziert“ zu Prozessen von immer wiederkehrenden Grenzziehungen und Ausschließungen, die nicht nur eine Abgrenzung gegenüber Männern verlangten, sondern all jene Frauen ausgrenzten, deren Selbstverständnis z. B. um lesbische Identität als sexuelle Identität zentriert war. Sabine Hark fragt, wie die Artikulation als „Frauenidentifiziertheit“ und ihre Stabilisierung gelingen konnten. Ihre These ist, daß es sich dabei um das Ergebnis genau zu benennender diskursiver Praxen handelt. Aus dem Dialog zwischen Texten und Ereignissen, der geographische, politische und kulturelle Kontexte überschreite, gingen bestimmte Signifikanten durch Iterationen und Resonanzen als privilegierte Signifikanten hervor.¹¹ Bestimmte Signifikanten dienten der Konstruktion von Geschichte(n) und politischer Identitäten – sie seien die „magischen Zeichen“, zu dem komplexe Bedeutungszusammenhänge konvergierten. Als Beispiel führt die Autorin die Ereignisse um den „Stonewall Inn“ in der New Yorker Christopher Street an. Gleich, welches Wissen um die damaligen Ereignisse vorhanden ist, werden alljährlich in vielen großen Städten der USA und in Europa Paraden und Demonstrationen zum „Christopher Street Day“ abgehalten. Historisch und geographisch gebundene Zeichen würden zu universalen Zeichen, indem eine spezifische Bedeutung in andere Kontexte transferiert werde. Dort würden Bedeutungen umgeschrieben, neue Deutungen eingeschrieben, wodurch die Zeichen gewissermaßen hegemonialisiert würden.

Auf ähnliche Weise könnte erklärt werden, wie literarische Darstellungen von lesbischen Frauen wirken. Diese könnten ebenso als Teil der „Konversation“ betrachtet werden, also des Dialogs, in dem bestimmte Signifikanten zu „magischen Zeichen“ kristallisieren. „The Well of Loneliness“ von Radclyffe Hall, Anna Weirauchs „Der Skorpion“ oder „Mädchen in Uniform“ von Christa Winsloe beispielsweise zeichnen die lesbische Frau als unglückliche Frau, eine die am Rand steht, die leidet und kein dauerhaftes „Glück“ findet, eine Art der Darstellung, die seit den 70ern aufgrund der politischen emanzipatorischen Bewegungen nicht nur Modifikationen, sondern grundlegende Veränderungen erfuhr. Die Räume für „lesbische“ Frauen weiteten sich – gesellschaftlich und danach auch in literarischen Texten. Gleichzeitig gibt es so etwas wie einen Kanon „lesbischer“ Literatur. Rare literaturwissenschaftliche und auch soziologische Arbeiten, vor allem aber die Rezensionspraxis in lesbisch/feministischen Medien dokumentieren diesen „Kanon“ nicht nur, sondern tragen zu seiner Produktion und Etablierung bei. Und zwar nicht nur dadurch, daß diese Werke diskutiert werden, sondern vor allem, wie sie in ihrer Qualität und Bedeutung bewertet werden ist entscheidend. Denn viel mehr als das die Texte allein je erreichen könnten, trägt die Rede über diese Texte dazu bei, bestimmte Konzepte von „lesbisch“ dauerhaft festzuschreiben. Dies ist in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung: Aus einem spezifischen Interesse heraus, inwiefern Identifikationsangebote bereitgestellt werden, inwiefern die dargestellten Lesben Vorbilder sind, also klar definierten Konzepten entsprechen, werden die Texte von Rezensentinnen untersucht und kritisiert. Daß gleichzeitig immer wieder das Fehlen einer Analyse formaler und ästhetischer Aspekte beklagt, dies aber bis heute kaum verändert wurde, ist ein Symptom dieses Diskurses, in dem die Konzentration auf die politischen Implikationen zu einer Marginalisierung der je besprochenen Literatur in Hinblick auf deren ästhetische Qualitäten führte.

Aufgrund der eingeschränkten Analyseposition wurde vielfach übersehen, was tatsächlich zu lesen ist, was der Text „hergibt“, was er verweigert. Sehr deutlich wird dabei, wie sich Bedeutung jenseits der Buchdeckel konstituiert. Wenngleich auch für „lesbische“ Literatur seit den 70er Jahren Entwicklungen in inhaltlicher wie auch gestalterischer Hinsicht zu verzeichnen sind, zeigt sich, daß sich viele Autorinnen zu keiner Zeit einer Programmatik unterworfen haben. Es gibt Auseinandersetzungen mit theoretischen Überlegungen und Reflexe auf zeitgenössische soziale und politische Bewegungen, aber kaum im Sinne einer Anpassung an Forderungen nach den strahlenden lesbischen Heldinnen. Forderungen im übrigen, die keineswegs unisono von „den Feministinnen“ oder „den Lesben“ formuliert wurden.

„Häutungen“ von Verena Stefan beispielsweise bringt wohl einen Zeitgeist zum Ausdruck, aber beugt sich keinem Dogma¹², was sich übrigens an der zeitgenössischen Kritik ablesen läßt – abgesehen davon, daß der Text in damaligen lesbisch-feministischen Medien nicht gerade intensiv besprochen wurde.

Judith Offenbachs „Sonja“ ist ein weiteres Beispiel für Literatur, die sich um politische Vorgaben und Korrektheiten nicht schert. Gerade zu einer Zeit, als verstärkt nach starken Heldinnen gerufen wurde, publizierte Offenbach ein Buch, das vor Problemen überquoll: Alkoholismus, Gewalt, Aggression, Obsession, Selbstmord – eine Reihe von Dingen, die nicht sein sollten/durften – um so überraschender, wie positiv das Buch kritisiert wurde.

LESBISCHE LITERATURTHEORIE

Historisch parallel zur neuen Frauenbewegung formulierten lesbische Kritikerinnen Fragen, ähnlich wie das die feministischen Literaturtheoretikerinnen in Sachen „Frauenliteratur“ getan haben – mit dem beträchtlichen Unterschied, daß „lesbische“ Anliegen oder Perspektiven nicht nur von der patriarchalen, sondern auch von der sich zunehmend etablierenden feministischen Literaturwissenschaft ausgeschlossen und weitgehend ignoriert wurden.

Ironically, during the 1970s more articles on lesbian literature had appeared in traditional literary journals than in the women's studies press, just as in preceding years only male critics felt free to mention lesbianism. Possibly, feminist critics have felt that they will be defined as „dykes“, and that this would invalidate their work.¹³

Lesben machten sich also daran zu diskutieren, was genau ein lesbischer Text ist, ob die sexuelle und emotionale Präferenz einer Frau die Art ihres Schreibens, Lesens und Denkens beeinflusst, und nicht zuletzt stellte sich die Frage, ob Lesbianismus in Wissenschaft und Lehre überhaupt einen Platz haben sollte oder könnte. Wie feministische Forscherinnen nach den Spuren weiblicher Autoren suchten und sich mit deren Ort im literarischen Kanon auseinandersetzten, ging es darum, lesbische Autorinnen und lesbische Literatur zu finden. Ein Unterfangen, erschwert durch den Umstand, daß lesbisches Begehren in Texten, die vor der neuen Frauenbewegung entstanden waren, vielfach maskiert¹⁴ dargestellt wurde. Eine weitere Schwierigkeit ist bis heute die jeglicher Auseinandersetzung mit „lesbischen“ Forschungsgegenständen vorangehende Notwendigkeit zu definieren, was „lesbisch“ bedeutet. Was macht einen Text zu einem „lesbischen“ Text oder seine Autorin zu einer „lesbischen“ Autorin?

Das entscheidende Kriterium in der Diskussion lesbischer Literatur – und damit ist ein schwerwiegendes Problem der Kritik benannt – ist die „Korrektheit“ des Inhalts. Fragen der Form, der ästhetischen Gestaltung spielen kaum eine Rolle. Form und Inhalt werden immer wieder als völlig getrennt bestehende Kategorien betrachtet. Die Konsequenz daraus ist, daß ästhetische Mittel, die den Inhalt nicht nur transportieren, sondern eben gestalten, nicht als solche wahrgenommen werden. Es existieren nahezu keine Analysen von Sprache, der verwendeten Metaphern, Bildern, kaum Auseinandersetzungen mit Motiven, Symbolen, Aufbau des Texts usw. usf.

Lee Lunch formuliert in ihrem Text „Cruising the Libraries“ ihre Wünsche an lesbische Literatur:

I don't want the tormented complaints of our past abuse, unless they're turned around into hope and acceptance. I don't want melodramatic stories of desolation. I want our protagonists and heroes to be rounded people living in the world. I want our literature to project our own new-found or newly acknowledged health and I don't care if it's in mysteries and romances, or heady intellectual novels and perfect short stories. I want us thriving through our words.¹⁵

Die Ansprüche bezüglich des Inhalts, die Lunch formuliert, sind in ihren historischen Bezügen zu verstehen. Jahrzehntlang waren lesbische Figuren in Texten von Autoren und Autorinnen krank, verrückt, abnormal, sie litten und wurden nicht gelitten, sie waren verruchte Verbrecherinnen und bössartige Buhlen, sie vereinsamten und begingen Selbstmord¹⁶. Insofern war der Wunsch, das Spektrum der lesbischen Figur in ihren Handlungsmöglichkeiten und Aktionsradien zu verbreitern, ein berechtigtes Begehren. Literarische Lesben sollten auch mal überleben dürfen und glücklich sein.

Das zentrale Anliegen gegenüber „Lesbenliteratur“ bestand in der Bereitstellung eines Identifikationsangebotes, und zwar nachvollziehbar aufgrund dieser Bedingungen: Lesben werden gesellschaftlich gezeugnet und marginalisiert. Lesben, lesbische Beziehungen, lesbische Sexualität, lesbische Kultur werden nicht ernstgenommen, nicht akzeptiert, geschweige denn respektiert. Deshalb, so die These, sei die „Sichtbarmachung“ von Lesben wichtig. Dies kann auch durch literarische Darstellung geschehen. Es ist notwendig, Vorbilder zu schaffen, um dem heterosexistischen Selbstverständnis lesbisches Selbstbewußtsein entgegenzusetzen zu können. Diese Aufgabe stellt sich auch lesbisch-historische Forschung wie z. B. literaturhistorische Arbeiten über „lesbische“ Dichterinnen/Autorinnen/Schriftstellerinnen von Sappho über Virginia Woolf bis zu Christa Winsloe u. v. a. Es wird als bedeutsam empfunden, wer einen Text geschrieben hat. Hat frau Anlaß anzunehmen, daß die Autorin selbst lesbisch ist, gewinnt der Text eben an Bedeutung, an Authentizität, an zusätzlichem Identifikationspotential. Wobei die Frage, was als „lesbisch“ zu gelten hat und was nicht, damit noch lange nicht beantwortet ist. Keine Frage, daß auch nicht klar ist, was ein lesbisches Vorbild sein könnte ...

In den 70ern galt Lesen nun – wie das Schreiben – in besonderem Maß als politische Praxis: Literatur wurde als Medium verstanden, mittels dessen Botschaften mitgeteilt werden, und zwar zu klar definierten Zwecken, z. B. im Sinne feministischer Kritik am Patriarchat. Und zuweilen geht es auch um Läuterung und Besserung. Lesbisches Lesen und Schreiben unterliegt dabei speziellen Bedingungen. Allein der Umstand, daß lange Zeit lesbische Figuren in deutschsprachigen Texten kaum vorkamen und wenn, dann in bestimmten Funktionen, wie beispielsweise die Gräfin Geschwitz in Wedekinds „Lulu“ oder Jolanth Szatmary in Roths „Kapuzinergruft“ als lesbische Künstlerin die Dekadenz der Zeit symbolisieren, zeigt die Schwierigkeit für lesbische Leserinnen, die – wie jeder Leser und jede Leserin, auch etwas über sich selbst erfahren oder etwas von sich beschrieben sehen wollen, aber enttäuscht werden. Vielfach dokumentiert ist in diesem Zusammenhang die „Übersetzungsleistung“, die lesbische Frauen erbringen, um die vorgesetzten literarischen Angebote für sich fruchtbar zu machen:

Den echten [sic!] Helden begegnete ich in den Knabenbüchern. Um eine positive Identifikationsfigur zu haben, begann ich zu übersetzen, d. h. ich verwandelte Heldenknaben in eine Heldin – oder mich in einen Knaben.¹⁷

Damit diese Übersetzungsarbeit nicht weiterhin vorgenommen werden muß, „brauchen wir Bücher, in denen Lesben vorkommen“¹⁸.

Mir fehlen Bücher, die lesbischen Alltag beschreiben, Unspektakuläres, Bücher, in denen Lesben selbstverständlich vorkommen, sei es als Neben- oder Hauptfiguren. Bücher, die Lesben in die Welt einbeziehen, statt sie daraus zu verbannen.¹⁹

Die Frage des Schreibens stellte sich für „lesbisches Schreiben“ zunächst genauso wie für „weibliches Schreiben“. Es ging vorderhand um den Nachweis lesbischer Kulturbeiträge, um die Suche nach lesbischen Autorinnen. Allerdings: Das poststrukturalistische Verständnis vom Subjekt trifft das „lesbische Subjekt“, so könnte angenommen werden, zwar nicht unvorbereitet, aber auf dem „falschen Fuß“. Wie kann einer Auflösung des Subjekts gefolgt werden, wenn das lesbische Subjekt noch nicht einmal in bezug auf „Weiblichkeit“ beschrieben ist? Endlich wurde auf politischer Ebene erreicht, daß Lesben wahrgenommen werden, endlich bestimmten Lesben selbst, wer und was sie sein wollen, und nun sollten diese Selbstbestimmungen, die sich auch als Abwehr von Fremd-Definitionen verstehen, angesichts der doppelten Diskriminierung – als Frau und als Frau, die sich auf Frauen bezieht – aufgegeben werden?

UNVERFROREN UND SELBSTBEWUSST

Wie beständig die beschriebenen Vorstellungen von der „lesbischen Frau“ sind, welche Bedeutung diese auch für das Selbstverständnis individueller Frauen immer noch, auch Ende der 90er, haben können, zeigen die sich immer wiederholenden Diskussionen und eine Rezensionspraxis, die nach bekannten Kriterien verfährt. Ein Beispiel dafür sei die Wahrnehmung von Nicole Müllers Erstling „Denn das ist das Schreckliche an der Liebe“.

„Geburt einer Schriftstellerin“: So ist der Beitrag von Josef Bossart in der Berner Zeitung über Nicole Müllers Buch betitelt.²⁰ Die Rezension selbst wie auch eine Reihe anderer verweisen auf zweierlei: einmal auf die beachtliche Aufmerksamkeit, die dem Debüt einer jungen Autorin vor allem seitens der schweizerischen Tagespresse zuteil wurde, und zweitens auf eine neue Dimension in dem Literatursegment, das sich mit dem Sujet des lesbischen L(i)ebens befaßt. Und zwar nicht nur in Hinblick auf den Text selbst, sondern in bezug auf die Reaktionen auf diesen. Denn das ist das Interessante an diesem Buch: Schon vorher gab es „literarisch gelungene“ Texte, aber hier fällt auf, in welch geringem Ausmaß sich die RezensentInnen der Tages- bzw. Wochenpresse bemüht fühlen, die dargestellte lesbische Beziehung zu besprechen, und zwar nicht, wie ich meine, weil darüber hinweggesehen wird. Das hat möglicherweise mit dem Selbstverständnis der Autorin zu tun, mit dem Selbstverständnis der Darstellung und vielleicht mit einer Entwicklung, die an diesem Beispiel sichtbar wird: daß Lesben längst nicht mehr so unerhört sind wie ehemals. Vielleicht aber vermeiden es die RezensentInnen sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, weil sie sich – ganz distanziert literaturkritisch – vor jedem Verdacht, moralisch zu urteilen, bewahren wollen.

Daß ein Text, der eine gescheiterte lesbische Liebesbeziehung durch eine Ich-Erzählerin schildert, weder in einem Betroffenheitsgestus erstarren noch auf larmoyante Weise die Probleme dieser Beziehung, die durch eine „heterosexistische“ Umwelt evoziert werden, beklagen muß, beweist einmal mehr das Buch von Nicole Müller. Die Betonung liegt auf „einmal mehr“. Denn wie Beispiele aus den 70er und 80er Jahren zeigen, kommen auch Texte dieser Jahre durchaus ohne Wehleidigkeit und Pathos aus: Ich denke an „Puppe Else“ von Marlene Stenten oder „Nachtreise – Wartesaal Lesbenklasse“ von Sonja Lasserre.

Die Geschichte „ist schnell erzählt“²¹. Die Ich-Erzählerin trifft eine verheiratete Frau mit zwei Kindern. Die beiden Frauen verlieben sich in einander und gehen eine Beziehung ein, die vier Jahre dauert. Kurz vor der Scheidung entschließt sich die Geliebte, zu ihrem Mann zurückzukehren. Der Text ist ein Dokument der Erinnerung und der Bewältigung dieser Trennung.

Vergleicht man diesen Text mit einigen aus den 70er und 80er Jahren, so sind Gemeinsamkeiten, aber doch mehr Differenzen auszumachen. Immer noch gibt es ein erzählendes Ich, das aber im Unterschied zu seinen Vorgängerinnen ganz anders positioniert und in der historischen Entwicklung lesbischer Identitäten zu reflektieren ist. Das Ich bei Nicole Müller steht im Unterschied zu vorangegangenen zwar nicht isoliert, aber einzeln. Das über das Schreiben, das Leben und den Tod nachdenkende Ich denkt nicht im Sinne einer politischen Aufgabe, die es mit anderen teilt, wie „Häutungen“, es ist kein Ich, das sich entäußert, um anderen etwas mitzuteilen, wie das in „Sonja“ stattfindet, sondern dieses Ich schreibt um und für das eigene Leben und Empfinden. Die Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten der Mitteilung gestalten sich bei Müller diametral entgegengesetzt zu den Bemühungen von Verena Stefan. Ging es bei letzterer um eine Sprache, die sie als Frau im Kontext emanzipatorischer Bestrebungen entwickeln möchte, geht es bei ersterer um individuelle Ausdrucksformen:

192. Schreiben, wie man atmet. In kurzen oder längeren Zügen. Heftig und stoßweise oder entspannt. Je nach Emotion. (S. 63)

236. Schreiben ist ein Versuch, die Trennung zwischen sich und anderen zu überwinden. Linien wie Seile mit Enterhaken, die man auswirft in eine unerreichbare Welt. (S. 75)

Schreiben, um zu überleben, schreiben im Rhythmus des Atmens, Schreiben als Suche, Schreiben als Versuch, Kontakt aufzunehmen mit einer Welt außerhalb des Subjekts: Das sind bekannte Elemente, die das Autorinnensubjekt in eine Reihe von anderen – AutorInnen – stellen. Diese Bewegung hin zur Konstituierung der Schreibenden unter Schreibenden ist in Hinblick auf eine Auffälligkeit zu diskutieren: Im ganzen Text wird nicht ein einziges Mal das Wort „lesbisch“ verwendet. Die Rede ist von Homosexuellen, von Homosexualität und von homosexuell sein. Während die bisher besprochenen Texte den Begriff „lesbisch“ aufnehmen, um ihn durchaus unterschiedlich mit Bedeutung zu versehen und zu bewerten, greift Müller einen Terminus auf, der in der Geschichte der Lesben- und Schwulenbewegungen schon bald auf Ablehnung stieß, weil er als medizinischer Begriff die Tradition der Pathologisierung impliziert und entgegen den politischen Konzepten von „lesbisch“

und „schwul“ als selbstbewußte Kampfbegriffe, die eben nicht nur eine sexuelle Präferenz, sondern einen alternativen Lebensstil bezeichnen, gleichgeschlechtliche Beziehungen auf Sexualität reduziert. In den 90ern in einem literarischen Text, der die Liebe zwischen zwei Frauen bzw. deren gescheiterte Beziehung mit einem durchaus selbstbewußten Selbstverständnis thematisiert, von „Homosexualität“ zu lesen, irritiert. Der Ort der Irritation ist der interessanteste, denn hier wird greifbar, daß man einem Text mit Erwartungen begegnet, daß diese Erwartungen bestimmter Art sind und daß es schwerfällt, die Enttäuschung zu akzeptieren. Was erwartet wird: Ein selbstbewußtes lesbisches Ich, das sich im Kontext lesbischer Geschichte begreift und verortet und sich auf diese Weise als lesbisch identifiziert.

Sibylle Dorn, die das Buch in „Frau ohne Herz“ rezensiert²², stört sich zwar nicht am Begriff, aber an der Darstellung der lesbischen Beziehung – sie ist jedenfalls enttäuscht.

Was trifft mich nun mehr: Das Klischee von der aussichtslosen Frauenliebe oder dasjenige vom „anderen“ Leben und Lieben?²³

Offenbar ist es auch in den 90ern für einige Rezipientinnen immer noch schwer zu akzeptieren, daß lesbische Beziehungen nicht in alle Ewigkeit funktionieren. Eine vier Jahre lang währende Beziehung als „aussichtslose Frauenliebe“ zu bezeichnen und als Ausdruck eines Klischees zu bewerten, ignoriert nicht nur all die Texte, die es schon gegeben hat und die am Ende ihre Heldinnen in die glückliche Zweisamkeit entlassen, sondern hält rigide an einer Vorstellung fest, wonach die heterosexistische Umwelt das Lesbenglück verhindert. Daß es noch immer unzulässig sein soll, auch ein Scheitern darzustellen, wo doch tatsächlich auch lesbische Lieben ständig entstehen und aufhören, zeigt, wie hartnäckig an dem Opferstatus von Lesben festgehalten wird. Insofern tut Dorn mit ihrer Kritik nichts anderes als Klara Obermüller mit ihrem Lob, die in der „Weltwoche“ beschließt, daß Nicole Müller mit ihrem Buch ein Tabu gebrochen habe, da die „Darstellung weiblicher Homosexualität [...] zum Wenigen, was auch in der Literatur noch immer Seltenheitswert besitzt“²⁴, gehöre. Es ist richtig, daß Lesbenliteratur keine Bibliotheken, sondern bestenfalls kleine Regale füllt, aber es ist nicht einzusehen, warum das, was schon geschrieben ist, ständig negiert wird. Im Falle Obermüller mag gelten, daß sie sonst nicht so sehr an Texten lesbischer Thematik interessiert ist und daher möglicherweise nicht ahnt, wie viele vor Nicole Müller das Tabu gebrochen haben.

Vielleicht ist die Haltung der RezensentInnen von „Weltwoche“, „Zürcher Zeitung“, „Drehpunkt“, „Berner Zeitung“ u. a., wonach der Umstand, daß es sich um eine lesbische Beziehung handelt, von untergeordneter Bedeutung ist, tatsächlich nur der Ausdruck der alten Ressentiments und nichts anderes als Ignoranz. Auf der „anderen“ Seite sind die Ängste jedenfalls immer noch groß: die Angst vor Diskriminierung und vor Vereinnahmung durch „die Heterosexuellen“, die Angst vor Verlust der Identität:

Schweizer Illustrierte, Weltwoche, Vergleiche mit Goethes „Werther“ und Plenzdorffs [sic!] „Neuen Leiden ...“ – was soll das? Ein weiterer Schritt hin zur Vereinnahmung der Lesben durch die omnipotenten Heterosexuellen? „Wir Menschen sind ja alle gleich“ – „Liebe ist universell“ – „endlich leiden auch die, wir wussten es ja“? Und wo soll ich mit meinen feministischen Ansprüchen an Literatur von Lesben hin? Vergessen? – Sind wir jetzt endgültig in der postfeministischen Phase? [...] ²⁵

Dorn sagt nicht, welche ihre feministischen Ansprüche an Literatur sind, aber ihre Kritik illustriert die Zwickmühle, in der sich Autorinnen generell befinden. Einerseits unterliegen sie und ihre Werke den Zuordnungen und Urteilen des patriarchalen Diskurses, andererseits werden sie von „jener feministischen Literaturwissenschaft vereinnahmt, die den Text nach Themen und Botschaften durchkämmt, bei weiblichen Figuren feministisches Bewußtsein einklagt, mit scheiternden Heldinnen nichts anzufangen weiß, streng über ‚political correctness‘ wacht und Lösungsmodelle einfordert“²⁶.

Sibylle Dorns Kritik bringt die Unsicherheiten gegenüber unterschiedlichen Konzepten und Erwartungen zum Ausdruck. Einerseits bekennt sie sich zur Notwendigkeit der Auseinandersetzung, andererseits befürchtet sie ein Abweichen von lesbischen Identitätskonzepten, ein Verwischen der Andersartigkeit, der Besonderheit, der Differenz. Damit verbunden ist auch die Befürchtung, daß Homosexualität ins Private zurückgedrängt wird, daß eine lesbische Geschichte als nichts anderes denn „ein packendes, privates Thema, ein ‚Frauenthema‘ schlechthin“ wahrgenommen wird, „herausgerissen aus dem gesellschaftlichen, dem politischen, dem wirtschaftlichen Zusammenhang“²⁷. All diese Fragen und Befürchtungen sind ernstzunehmen, schon deshalb, weil die politische Entwicklung der letzten Jahre ein Individualitätskonzept verstärkte, das in der Tat eine Entpolitisierung des sogenannten Privatlebens, damit verbunden eine „repressive Toleranz“, kaum

jedoch Auseinandersetzung und Verstehen bedeutet. Andererseits hat sich die Argumentation, die lesbische Frauen als andere Andere reklamiert, vor allem als fatale Selbstbeschränkung erwiesen, als eingeschränkte Perspektive.

Die Aufbruchsstimmung der 70er Jahre hat zu keinem einheitlichen Selbstverständnis geführt, sondern steht am Beginn einer zunehmenden Diversifikation von Konzepten lesbischer Identität und Kultur. Die Unklarheit darüber, in welchem Verhältnis Feminismus und Lesbianismus zueinander stehen, ist ein weiteres Symptom der tiefgreifenden und weitreichenden Irritation.

Kehrseite dieser Erschütterungen allerdings sind die immer wieder neuen Versuche, Grenzen zu ziehen und lesbische Identität verbindlich zu definieren. Die Inflation selbstversichernder lesbischer Ortsbestimmungen verweist jedoch gerade auf den prekären Status der Identität.²⁸

Das Ringen um lesbische Identität, der Kampf um Definitionen, ist eines um Positionen, und zwar im Sinne „natürlicher“ Zugehörigkeit, und um Hierarchisierung: Je „echter“ die Lesbe, desto besser. Der Kampf um die Macht, die eigene Bedeutung durchzusetzen, wird naturalisiert.

Der Akt der Vertretung, in dem auch immer autoritative Ansprüche erhoben werden müssen, um Geltung zu erlangen, ist also ein tendenziell totalisierender Akt, da er eine Schließung des Feldes möglicher Bedeutungen anstrebt und Kohärenz und Geschlossenheit im prinzipiell unabschließbaren und prekären Feld des Politischen behauptet.²⁹

Anstatt diese Prozesse zu erkennen und im Bewußtsein zu halten, also den konstruierten Charakter der Identitäten und deren Funktionen zu begreifen, wurden Identitäten produziert und auf sie als authentische Realitäten rekurriert, und zwar mit dem Argument der Notwendigkeit des Subjekts als politischer Handlungsträger. Insofern hat Lesbianismus – wie auch der Feminismus (Welche ist eine Feministin, welche nicht?) – „das Feld der Macht“³⁰ niemals verlassen. Das bedeutet, daß auch der strategische Einsatz von Identitäten emanzipatorische Intentionen fragwürdig macht. Daher bestreitet Sabine Hark ebenso wie Judith Butler die Vorstellung, politisches Handeln bedürfe einer gemeinsam geteilten Identität.

Die „Dezentrierung“ des Subjekts und des Begriffs der Identität ist das Diktum, das den wissenschaftlichen Diskurs in den 80er und 90er Jahren wesentlich mitprägte. Diese Idee kann eine Chance sein, die starren Grenzen zu überschreiten, politische Handlungsmöglichkeiten neu auszuloten und neue lesbische Identitäten – im Bewußtsein des komplexen und strittigen Status von Identität – zu entwerfen. Es gilt, diese Dezentrierung von Identität und politischer Bewegung als demokratisches Potential zu begreifen. Der emanzipatorische Wert der Kategorie Lesbe könnte, wie das in Ansätzen noch zu Beginn der 70er geschah, als Frauen „lesbische“ Beziehungen als Option annehmen wollten, in einer Beschreibung als „widerständiges Moment“ realisiert werden.

Susanne Hochreiter

ANMERKUNGEN:

1. Marti, Madeleine: Hinterlegte Botschaften. Die Darstellung lesbischer Frauen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Stuttgart: Metzler 1992. S. 20.
2. ebd. S. 21.
3. Bührmann, Andrea Dorothea: Ist eine „Lesbe“ eine „Lesbe“? S. 60.
4. Die Autorin verweist an dieser Stelle auf den Satz „Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus ist die Praxis“, der Ti-Grace Atkinson zugeschrieben wird und bis heute nicht gänzlich verworfen zu sein scheint, jedenfalls in den 70er Jahren heftige Diskussionen auslöste.
5. Bührmann, S. 60.
6. Faderman, Lillian: Köstlicher als die Liebe der Männer. Zürich: Eco 1990. S. 17.
7. Reinberg, Brigitte und Edith Roßbach: Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt. Pfaffenweiler: Centaurus 1985. S. 4 f.
8. Bührmann, S. 62.
9. Bührmann, S. 62.
10. Hark, Sabine: Magisches Zeichen. Die Rekonstruktion der symbolischen Ordnung im Feminismus. S. 107.
11. ebd. S. 108.
12. Drei Rezensionen in deutschsprachigen Medien der 70er waren zu finden. Eine in ukz (Unsere kleine Zeitung) 10/75, eine in der Courage 1/76 und eine in der österreichischen Rotstrumpf 19/76.

Während die Rezensentinnen der *Courage Stefan* – berechtigtermaßen – vorwerfen, einem Biologismus verhaftet zu sein, der das Diktum von weiblicher Emotionalität und Passivität aufrecht erhalte, ist die Kritik der Rotstrumpf-Autorin von Ressentiments gegenüber Lesben geprägt: Sie beklagt die „Ausschließlichkeit, mit der Stefan die lesbische Beziehung als einzigen Ausweg aus der unbefriedigenden Situation“ sehe ...

13. Zimmerman, Bonnie: *What has never been: an overview of lesbian feminist criticism*. N. Y.: Routledge 1988. S. 180.

14. Eine konventionelle lesbische Tarnung zum Beispiel ist die Beschreibung der Liebe zwischen zwei Männern, „was historisch immer leichter auszudrücken war und offener ausgetragen wurde. Ein Beispiel dafür ist die historische Romanautorin Mary Renault.“ Andere Autorinnen nahmen Zuflucht zu „dunklen“ Codes, wie z. B. Gertrude Stein. Das Problem von „closet texts“, also Texten, in denen Lesbisches durch Änderung des Geschlechts maskiert oder durch sprachliche Codes „versteckt“ wird, ist die Doppeldeutigkeit. vgl. Duncker, Patricia: *Lesbisch schreiben*. In: *Homosexualitäten – literarisch*. Hg. von Maria Kalveramp und Wolfgang Popp. Essen: Die Blaue Eule 1991. S. 26 f.

Hanna Hacker und Katharina Vogel untersuchen in ihrem Beitrag „Ist das violette Fieber trivial? Lesbische Belletristik als Subversion“ Texte, die während der Weimarer Republik entstanden. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß die Autorinnen dieser „trivialen“ Romane und Erzählungen vorgefundene Stereotype aufgriffen, modifizierten und neu interpretierten, und zwar auch mittels Ironisierung der und durch lesbische Codes. In: *ukz* 11, 1984, S. 12–21, und 12, 1984, S. 14–19.

15. Lunch, Lee: *Cruising the libraries*. In: *Lesbian Texts and Contexts*. S. 46.

16. vgl. Lillian Fadermans Beispielsammlung in „Köstlicher als die Liebe der Männer“. S. 359-375. Beispiele in der deutschsprachigen Literatur sind die kriminellen Giftmörderinnen fragwürdigen Geisteszustands, die Döblin ersann, die lesbische Kunstgewerblerin Jolanth Szatmary, die das bedrohlich Fremde für den Helden Trotta repräsentiert. Nicht zu vergessen die groteske Zwergin Monika Steiermann in Dürrenmatts „Justiz“. Olga Rado in Anna Weirauchs erstem Band von „Der Skorpion“ erschießt sich, das Mädchen Manuela in Christa Winsloes erster „Mädchen in Uniform“-Fassung stürzt sich in den Tod, und auch bei Marlen Haushofer gibt es eine Tote: Margot in „Eine Handvoll Leben“.

17. Spinner, Esther: *Die Lesbe als Leserin und Schreiberin*. In: *Frau ohne Herz* 26, 1990, S. 32 f.

18. ebd.

19. Spinner, S. 33.

20. Bossart, Josef: *Geburt einer Schriftstellerin*. In: *Berner Zeitung* vom 12. März 1992.

21. Müller, Nicole: *Denn das ist das Schreckliche an der Liebe*. S. 8.

22. Weil Nicole Müller als literarische Entdeckung beinahe gefeiert, jedoch von der feministischen und lesbischen Presse weitgehend übersehen oder ignoriert wurde, bin ich auf Besprechungen der sonstigen Zeitungen und Zeitschriften angewiesen. Sybille Dorns Rezension in „*Frau ohne Herz*“ ist die einzige, die ich in den sonst von mir herangezogenen Zeitschriften finden konnte, und das, obwohl in „*Emma*“ (4, 1992) und „*Virginia*“ (12, 1992) jeweils eine Verlagsanzeige, die den neuen Titel bewirbt, geschaltet war.

23. Dorn, Sibylle: *Lektüre für Minuten, oder: Warum verkauft sich Unglück so gut?* In: *Frau ohne Herz* 30, 1992, S. 10.

24. Obermüller, Klara: *Welt in die Welt*. In: *Weltwoche* 18, 1992. S. 72.

25. Dorn, S. 10.

26. Mitgutsch, Anna: *Was ist „Frauenliteratur“?* In: *Wespennest* 105, 1996, S. 26-32. S. 30.

27. Dorn, S. 10.

28. Hark, Sabine: *Am Explosionspunkt*. In: *Grenzen lesbischer Identitäten*. S. 11

29. Hark, Sabine: „Jenseits“ der Lesben Nation? S. 92.

30. vgl. ebd. S. 93.

LITERATUR:

Primärtexte

- Müller, Nicole: Denn das ist das Schreckliche an der Liebe. Ungekürzte Ausgabe. München: dtv 1995 (erstmalig: Zürich: Nagel & Kimche 1992)
- Offenbach, Judith: Sonja. Eine Melancholie für Fortgeschrittene. Erstausgabe. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981.
- Stefan, Verena: Häutungen. Mit einem Vorwort zur Neuausgabe. Frankfurt am Main: Fischer 1994 (= die Frau in der Gesellschaft)

Sekundärliteratur

- Bühmann, Andrea Dorothea: Ist eine Lesbe eine Lesbe? Anmerkungen zur Lesbenforschung angesichts der erkenntnistheoretischen Herausforderungen des Dekonstruktivismus. In: Ariadne 29/96, S. 60-67.
- Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag 1995.
- dies.: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991.
- Duncker, Patricia: Lesbisch schreiben. In: Homosexualitäten – literarisch. Hg. von Maria Kalveram und Wolfgang Popp. Essen: Die Blaue Eule 1991. S. 23-36
- Faderman, Lillian: Köstlicher als die Liebe der Männer. Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute. Zürich: Eco 1990.
- Hacker, Hanna und Katharina Vogel: Ist das violette Fieber trivial? Lesbische Belletristik als Subversion. In: ukz 11/84, S. 12-21, und 12/84, S. 14-19.
- Hark, Sabine: „Jenseits“ der Lesben Nation? Die Dezentrierung lesbisch-feministischer Identität. In: Zur Krise der Kategorien. Frau. Lesbe. Geschlecht. Hg. vom Verein Sozialwissenschaftlicher Forschung und Bildung von Frauen SFBF. Frankfurt am Main: Selbstverlag 1994 (= Facetten feministischer Theoriebildung. Materialienband 14. Eine Edition der Frankfurter Frauenschule / SFBF e. V.) S. 89-112.
- dies.: Magisches Zeichen. Die Rekonstruktion der symbolischen Ordnung im Feminismus. In: Grenzen lesbischer Identitäten. Aufsätze. Hg. von Sabine Hark. Berlin: Querverlag 1996. S. 96-133
- Lunch, Lee: Cruising the Libraries. In: Lesbian Texts and Contexts. Radical Revisions. N. Y., London: New York University Press 1990. S. 39-48.
- Marti, Madeleine: Hinterlegte Botschaften. Die Darstellung lesbischer Frauen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Stuttgart: Metzler 1992.
- Mitgutsch, Anna: Was ist „Frauenliteratur“? In: Wespennest 105/96, S. 29-32.
- Reinberg, Brigitte und Edith Roßbach: Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt. Pfaffenweiler: Centaurus 1985.
- Spinner, Esther: Die Lesbe als Leserin und Schreiberin. In: Frau ohne Herz 26/90, S. 32f.
- Zimmerman, Bonnie: What has never been: an overview of lesbian feminist criticism. In: Making a Difference. Feminist Literary Criticism. Ed. by Gayle Greene and Coppélia Kahn. London, N. Y.: Routledge 1988.

REZENSIONEN:

- Bossart, Josef: Geburt einer Schriftstellerin. In: Berner Zeitung vom 12. März 1992.
- Classen, Brigitte und Gabriele Goettle: Häutungen. Eine Verwechslung von Anemone und Amazone. In: Courage 1/76, S. 45 f.
- Dorn, Sibylle: Lektüre für Minuten oder: Warum verkauft sich Unglück so gut? In: Frau Ohne Herz 30/92, S. 10.
- N. N.: Verena Stefan. Häutungen. In: Rotstrumpf 19/76, S. 26 f.
- Obermüller, Klara: Welt in die Welt. In: Weltwoche 18/92, S. 72.

DIE AUTORIN:

Susanne Hochreiter, Studium Deutsche Philologie, Philosophie/Psychologie/Pädagogik an der Universität Wien, Wintersemester 1996/97 Erasmus-Stipendium: Studium und Recherchearbeiten an der FU Berlin. Diplomarbeit unter dem Titel „Schauplätze der Irritation“ zum Thema „Lesbische Identitäten und Literatur im deutschsprachigen Raum von 1975 bis 1996“. Zur Zeit: Universitätsassistentin am Institut für Germanistik an der Universität Wien, Doktoratsstudium zu Aspekten des literarischen Raums in Texten von Franz Kafka.
Redakteurin der Zeitschrift Forum für Feministische Gangarten seit Mai 1998.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 68/69 2000,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>